Kleine Rundschau

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 10

PDF erstellt am: **19.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KLEINE RUNDSCHAU

DISKUSSION MIT ZEITSCHRIFTEN

Gespenster-stunden Seitdem die Washingtoner Wochenzeitung *U. S. News and World Report* in ihrer Rubrik *«Wovon man flüstert»* Besprechungen zwischen Deutschen und Amerikanern über eine neue deutsche Armee an die große Glocke hängte, ist die Remilitarisierung Westdeutschlands ein Weltthema geworden. Vor allem war es Sumner Welles, der in der *New York Herald Tribune* mit der Vision einer deutschen 500 000-Mann-Armee eine heilsame Panik verbreitet hat. Mit ihm stimmte diesmal Walter Lippmann überein, der den Thesen seines Buchs vom Juli 1944 *U. S. War Aims* treugeblieben ist, in dem er mit einer beruhigenden Kenntnis der deutschen Mentalität davor gewarnt hatte, eine deutsche Armee zum Schiedsrichter zwischen dem West- und Ostblock zu machen. Dagegen nannte Liddel Hart in *Picture Post* die deutsche Armee einen Kitt des Westblocks, und im *Monde* suchte Maurice Duverger, ein Leitartikler aus dem Stabe des *Temps*, die französische Oeffentlichkeit daran zu gewöhnen, daß es angeblich keine andere europäische Armee geben könne als eine deutsch-französische. Die Angebote deutscher Persönlichkeiten zur Bildung einer Riesenarmee oder einer Kadertruppe, die sich schnell entfalten ließe, haben aber die britischen und amerikanischen Zuhörer stutzig gemacht, und besonders in England, wo die zunehmende Sorge vor der deutschen Weltkonkurrenz an die sterilen Konzeptionen der sogenannten Morgenthau-Politik erinnert, dürfte diese das Gute haben, England zur Vorsicht beim Engagement eines kontinentalen Degenstaates zu veranlassen.

Für diese beklemmenden Auseinandersetzungen findet *Eugen Kogon*, der Herausgeber der ausgezeichneten *Frankfurter Hefte (1)*, die jetzt im Rotationsdruck in einer 40 000-Auflage erscheinen, das richtige Wort, wenn er in seinem Aufsatz *«Man braucht Deutschland ... auch deutsche Soldaten?»* die Welt an ihr bitteres Erlebnis erinnert, daß Gespenster aufstanden und tätig wurden, deren man später nicht leicht Herr geworden ist. «Es ist wieder so eine Stunde», fügt Kogon besorgt hinzu. Aber nimmt er nicht allzu optimistisch an, daß Gespenster verschwinden, wenn man sie anruft? Man könnte ihnen ja auch zurufen, zu bleiben; das Gespenst des deutschen Militarismus würde diese Einladung nicht ausschlagen und sehr schnell beweisen, daß es nie tot war und daher auch nie ein Gespenst.

Sich in Kogons Warnung vor der deutschen Aufrüstung vertiefen, wirkt besonders gespenstisch, wenn man eben im Zürcher Schauspielhaus von *Max Frischs* Schauspiel *Als der Krieg zu Ende war* aufgewühlt worden ist. Sein größtes Verdienst ist die Widerlegung des Greuelmärchens, daß Greuel Märchen geworden sind, mit denen Erwachsene, im Begriff, neue zu begehen, nicht mehr gelangweilt werden wollen. Die Erschütterung der Zuschauer beweist, daß man heute noch, und erst recht in den kommenden Jahren, Dinge richtig, das heißt sittlich zu benennen braucht, damit die Menschen von ihrer angewöhnten Seel- und Teilnahmslosigkeit lassen, durch die sie sich vor Wahnsinn schützen wollen, um ihm zu verfallen. Es gibt freilich eine Art, vom Allerschlimmsten zu sprechen, die an seine Existenz gewöhnt. Diese Gefahr liegt den Rüstungsgesprächen zugrunde. Selbst das Dementi eskomptiert eine spätere Zustimmung. Und doch kommt es nur darauf an, wie von den Dingen gesprochen wird. So wie Frisch die vergangenheitlichen Greuel beschwört, erfüllen sie uns mit unverwelklichem Entsetzen; und so wie Kogon vor der deutschen Aufrüstung warnt, nimmt er uns die Möglichkeit, uns an sie zu gewöhnen. Dabei verkennt er realpolitisch durchaus nicht die Tatsachen der Gewalt, mit denen man rechnen muß. Aber wenn er die westdeutsche Sorge gelten läßt, die

Ostpolizei unter Generalstabsführung könnte versuchen, in einem günstigen Augenblick, zum Beispiel zwischen der Räumung Deutschlands und der Bildung einer Staatsexekutive, im Westen vollendete Tatsachen zu schaffen, so sieht er doch auch die Gefahr, daß die Ostpolizei und die jetzt geplante kasernierte Bundesexekutive von Westdeutschland sich früher oder später über den gemeinsamen «Feind» verständigen könnten. Wer es sein wird, weiß man freilich noch nicht. Die Russen könnten sich zwar durch ihre Methoden schlechthin überall unmöglich machen; England könnte aber durch eine Drosselung der deutschen Produktion aus blutloser Konkurrenzfurcht die deutschen Arbeiter dazu bringen, um ihre Arbeitsplätze zu kämpfen, so daß sie, selbst als Antikommunisten, auf die russische Seite treten könnten.

Kogons Material läßt keinen Zweifel zu, daß in Deutschland fieberhaft daran gearbeitet wird, den Amerikanern eine deutsche Armee unter Westkommando plausibel zu machen. Und dabei scheint es, daß auf russischer Seite ein gesünderes Mißtrauen gegen die freideutschen Generäle besteht als auf amerikanischer gegen die neugebackenen Marshall-Europäer, die nur aufgewärmte Hitler-Europäer sind. Deprimierend ist aber auch das Verhalten der «demokratischen» Parteien, die wieder einmal mit dem Strom des Chauvinismus schwimmen. Sie scheinen total vergessen zu haben, wie schnell aus der Exekutive der Weimarer Republik eine Prätorianergarde zu ihrer Abwürgung hervorgegangen ist. Welchen Kenner der Ebert-Noske-Wirth-Periode erinnern die Kundgebungen der heutigen Sozialdemokratie gegen einen neuen Militarismus, «der sich auf die *alten militaristischen* Kreise stützt», nicht an die frühere Duldung der Baltikumer und aller jener Verbände, aus denen sich die SA rekrutierte? Und ist der Geist der «alten militaristischen Kreise» nicht immer noch um eine Nuance besser als der der neuen? Konnte doch der Typus des alten «preußischen» Offiziers selbst in der Résistance-Literatur (Vercors, Stjernstedt, Steinbeck) edelmännisch ausstaffiert werden. Es ist daher beruhigend, daß die Kreise um Kogon den neuen Militärkult rundweg ablehnen. Wurde dem deutschen Volk nach der bedingungslosen Kapitulation das *«Gesetz zur Befreiung von Nationalsozialismus und Militarismus»* auferlegt, so verlangt Kogon nun namens der deutschen Demokratie von den Siegern seine Erfüllung. An Stelle des soldatischen Beitrages solle Deutschland den Beitrag seiner bedingungslos europäischen Gesinnung leisten. Kogon verkennt nicht, wie schwer es die Weltpolitik den Deutschen wiederum macht, zu einem richtigen Bewußtsein ihrer Stellung auf dem Kontinent zu kommen. Das ändert nichts am Faktum, daß Deutschland auch unter der Besetzung Herr seines Schicksals bleibt, wenn es versteht, sich auf keinen Abweg drängen zu lassen.

Scheinbar hat eine Abstimmung der Heidelberger Monatsschrift *Die Wandlung* beruhigende Ergebnisse in der öffentlichen Meinung sondiert. Drei Fragen wurden dem Leser gestellt: erstens, ob Kriegsdienstverweigerung verfassungsmäßig geduldet werden soll; zweitens, ob ein Grundgesetz jede Teilnahme Deutschlands an einem Kriege ausschließen oder sie drittens einem Plebiszit unterstellen soll. Man wundert sich, daß solche Abstraktprobleme, an Stelle konkreter, monatelang behandelt werden und Ladenhüter des Abstraktpazifismus wieder aktuell geworden sind; haben doch bereits Bayern und Südbaden Kriegsdienstverweigerung gesetzlich sanktioniert. Die Redaktion scheint durch die Antworten befriedigt. Die erste Frage erhielt 76,3 Prozent Jastimmen, die zweite 52,8 Prozent, die dritte 71,6 Prozent. So stände es um die deutsche Gesinnung ausgezeichnet, wenn nicht leider die Antworten das Gegenteil bewiesen. Da man bei einer Auflage von 14 000 mit 25 000 «Wandlung»-Lesern rechnen kann, haben bei bloß 673 Antworten weniger als $2^3/_4$ Prozent an der Abstimmung teilgenommen, davon $1^1/_2$—2 Prozent als Jasager. Die *Nordseezeitung* (Bremen) hat die Umfrage der *Wandlung* übernommen und etwa die gleichen Prozentantworten erhalten. Das Ergebnis stellt weniger der

deutschen Intelligenz, die man sich als Leser einer von *Karl Jaspers* und *Alfred Weber* mitbetreuten Zeitschrift vorstellt, als der politischen Redaktion von *Dolf Sternberger* ein negatives Zeugnis aus, denn die Frage ist so irreal, daß sie 97 Prozent der Leser gar nicht interessieren konnte. Weiß man doch, daß es in der Praxis dann ganz anders verläuft. Es gehört leider zu den Eigentümlichkeiten des linksintellektuellen Deutschtums, mit verstiegenen Idealforderungen an der Wirklichkeit vorüberzugehen. Handelt es sich doch nicht darum, wieviel Prozent von Zeitschriftenlesern keinen Krieg wollen, sondern wie er durch eine konstruktive Weltpolitik der Menschheit erspart wird.

Geistiger Revisionismus

Wer deutsche Zeitschriften aufmerksam liest und durch sie auch mit der Buchproduktion indirekten Kontakt unterhält, nimmt mit der größten Genugtuung an der breiten revisionistischen Bewegung teil, die zum erstenmal Sinn und Wert der Vergangenheit einer unbefangenen Gesamtprüfung unterzieht. Ein unwiderstehliches Bedürfnis zur Selbstorientierung kündigt sich an, dem Deutschland viel zu lange ausgewichen ist. Gab es zwar schon in den neunziger Jahren eine billige Vogelfreiheit für Schiller, später für Heine, so ging doch der Götzenkult mit dem deutschen Ruhm blind an allem vorbei, was zum Beispiel die französische Kritik an ihm bedenklich fand. Die Literaturgeschichte war höfisch, musenhöfisch, und es herrschte, wie *Alfred Döblin* in der von ihm herausgegebenen Monatschrift *Das Goldene Tor* (II/7), einem wichtigen Organ des deutschen Revisionismus, bemerkt, auch in literarischen und geistigen Kreisen das Obrigkeitsprinzip. Selbst Fakten wurden unterdrückt, schonend gedeutet oder bestritten, wenn sie am crimen laesae majestatis streiften. Als ich einmal in einem Aufsatz daran erinnerte, daß Goethe in seiner Straßburger Zeit mit dem Problem gerungen hatte, ein französischer Schriftsteller zu werden, forderte ein Oberlehrer, der natürlich «Dichtung und Wahrheit» nicht gelesen hatte, die Einführung der Prügelstrafe. Eine schäbige Gesinnung wurde Heine in einer bekannten Klassikerausgabe vorgeworfen, weil er am «Faust» getadelt hatte, daß Goethe sich durch die Rettung Fausts am Geist des Volksbuchs versündigt habe. Wenn nun *Theodor Haecker* 1933 Goethes Uebersetzung von «Logos» mit «Tat» eine «schwachsinnige Lüge» nannte, so möchte man dieses Wort, um das in Deutschland eine Diskussion entstanden ist, als den Durchbruch des Revisionismus bezeichnen, als die Ueberwindung des Führerprinzips in der Literatur. Sicher vollzog sich hier etwas ähnliches wie in der deutschen Philosophie, die im Reich des Gedankens die Revolution beging, die im Reich der Wirklichkeit polizeilich verboten war. Außerstande, den Naziterror zu brechen, erhob sich eine Résistance gegen die Tabus der deutschen Selbstvergottung, wobei grade gewissenhafte Deutsche einen Zusammenhang zwischen dem herrschenden Bösen und dem Höchsten des deutschen Geisteslebens ahnungsvoll suchten. Daher richtet sich die Kritik besonders heftig gegen das *Faustische* und gegen das *Prometheische*. Sie stellt vor Goethes Dichtung Warnungstafeln auf, die schon im Vorspiel auf dem Theater am Platz gewesen wären. Die furchtbare und fruchtbare Erkenntnis breitet sich aus, daß das Bündnis einer alle Ordnungen mißachtenden Persönlichkeit mit dem Bösen nicht bloß das deutsche Schicksal symbolisiert, sondern es auch zum schlechtesten verleitet hat. Nach bahnbrechenden Schriften von *Reinhold Schneider* haben *Ernst Beutler, Albert Daur, Johannes Pinsk, Alfred Dedo Müller* den Faust-Mythos revidiert. Diese Kritik stößt gegen den ganzen Humanitätsidealismus und seinen latenten Naturalismus vor. Der verwirrenden Mystifikation durch Faust geht *Heinz Flügel* im *Hochland* (XL/3) nach. Er und diese ganze Richtung machen Goethe zum Vorwurf, den Faust so hochzustellen, daß die Rettung durch die Mater Gloriosa vom Genie des immer strebenden Bemühens ja doch bloß abgewertet werden kann.

Unter diesen Umständen erfährt *Grillparzer* eine neue Rechtfertigung, die weniger dem Ingenium des Dichters als der Ordnungswelt gilt, aus der er sich, trotz aller Verwurzelung im Weimaranischen, nie ganz gelöst hat. Säkularisierter Katholik, besitzt er im habsburgischen Reichsgedanken, trotz späteren Enttäuschungen, eine religiös-sittliche Sicherung. *Reinhold Schneider* hat seine Zeitschriftenaufsätze zum deutschen Revisionismus unter dem Titel *Dämonie und Verklärung* in Buchform herausgebracht (Liechtenstein-Verlag, Vaduz) und diese Folge edler und tiefdringender Darstellungen sinngemäß vom «Faust» und «Wallenstein» zu Grillparzers Epilog auf die Geschichte emporgeführt. Das Ringen mit dem Dämon gehört zu den Ordnungen der Kunst, nur darf sie es nicht als das Satanische verherrlichen. Bei Grillparzer gibt es zur Abwehr des Dämons Demut und Buße. Er spielt nicht, wie Schiller im «Wallenstein» und Goethe im «Faust», verführerisch mit der Anarchie. Die Tragik der irdischen Macht besteht bei ihm darin, daß sie sich des Himmlischen bedienen will und es dadurch verliert. In einer Studie über Grillparzer gibt *Erich Hock* im *Hochland* (XL/4) dem Wort «Büße!», das sich dreimal bei Grillparzer findet und Weimar fremd ist, die ihm zukommende Bedeutung. Wir nähern uns hier einem Grundproblem, das der Revisionismus noch zu behandeln hätte, nämlich der lutherischen Schuldabwälzung, von der sich befremdende Beispiele bei Schiller, Goethe, Fichte finden ließen.

Die Kritik der Deutschen an ihren Dichtern wird durch eine Kritik Deutschlands durch seine (und durch fremde) Dichter ergänzt. Sukzessive veröffentlicht *Vision* die wichtigsten Texte. Nachdem 173 Aeußerungen Goethes über — meist gegen — Deutschland in Heft 3 erschienen sind, werden für die nächsten Nummern sämtliche Urteile von Hebbel und Grillparzer über Deutschland angekündigt. Daneben las man das Wichtigste über Deutschland von *Giraudoux, Hugo Ball, Edmond Vermeil,* und Deutschlandbriefe von *Alfieri, Benjamin Constant* und *Stephen Spender. Vision* sollte aber auch einmal alles von Nietzsche und Platen über Deutschland zusammenstellen. Sie kann sich diesen bitteren Deutschlandspiegel leisten, weil sie großzügig deutsche Texte reproduziert, wie bisher nur Kunstzeitschriften Werke aller Zeiten in Abbildungen sammelten. So bringt das bisherige Programm von «Vision» nicht bloß ganze Werke der Vorvergangenheit (Meister Eckhart, Lessing, Kant, Fichte), sondern auch der Vergangenheit (Hofmannsthal, Barlach, Borchardt), der Gegenwart (Döblin, Gumpert, Jünger) — alles unter dem Aspekt heutiger, erweckender Bedeutung.

Beiträge zum literarischen Revisionismus findet man außerdem im *Merkur* und in der *Pforte.* Daneben gibt es einen Revisionismus des deutschen Geschichtsbewußtseins, zu dem ebenfalls *Hochland* und *Merkur,* ferner die *Deutsche Rundschau* und *Universitas* beigetragen haben. Natürlich fehlt es nicht an Warnern, man könnte das Kind mit dem Bade ausschütten; und daher meinte *Welt und Wort* (11), man solle dem deutschen Volk das Bewußtsein lassen, das Volk der Dichter und Denker zu sein, damit es nicht in Nihilismus verfalle. Aber da die Deutschen durch diesen Wahn dem Nihilismus verfielen, wissen die denkenden Deutschen sehr wohl, daß sie diesen Irrtum, den einst Madame de Staël und Lord Bulwer kultivierten, mit Stumpf und Stiel auszukratzen haben. Dann erst könnten die Deutschen ein schöpferisches Verhältnis zu ihren Dichtern und Denkern gewinnen, und dadurch auch zu sich selbst.

Briefe Wölfflins Josef Gantner, der Herausgeber von Wölfflins Nachlaß, hat aus dem von ihm an der Basler Universitätsbibliothek verwalteten Wölfflin-Archiv den *Deutschen Beiträgen* (6) Briefe Wölfflins aus Griechenland an seine Eltern zur Veröffentlichung übergeben, die uns einen Einblick in die bedächtig-bewußte Entwicklung dieses klassischen Geistes gewähren. Wölfflin emp-

fing in den Monaten nach seiner Dissertation so große Eindrücke von Rom, daß er sich scheute, seine Reise auf Griechenland auszudehnen. «Es ist alles so groß hier», heißt es schon im ersten Brief aus Rom an die Eltern, «daß man nur immer ganz still sein möchte». Und etwas später bekennt er: «Daß Rom der Anfang eines neuen Daseins ist, dessen bin ich mir vollständig bewußt.»

Gerade deshalb wälzte sich das Pro und Kontra einer Weiterreise im Januar 1887 durch seine Seele: «Dagegen spricht: Nicht alles auf einmal sehn wollen! Erst sich fest verwurzeln in irgendeinem Gebiet, dann weiter ausgreifen.» Aber der Systematiker entschließt sich doch Anfang März für die Reise. «Entscheidend wurde für mich die Ueberlegung, daß man die großen Linien am besten zuerst zieht und nachher das Detail ausarbeitet. Bliebe ich jetzt länger in Rom, so würde ich mich rasch in Spezialuntersuchungen einspinnen, die mir ein Loskommen immer schwieriger machten, und wobei man das unangenehme Gefühl nicht unterdrücken könnte, daß sich der Einzelne nicht in ein Ganzes eingliedere, weil eben das allgemeine Gerüste noch nicht geschaffen ist. Habe ich erst einmal von der Antike einen recht lebendigen Begriff, ist die gesamte Kunst und Kultur in ihren verschiedenen Erscheinungen auch nur flüchtig einmal am Auge vorübergezogen, so wird doch das historische Gefühl zunehmen und jeder Teil der neuern Geschichte einen tieferen Sinn bekommen.»

So kam Wölfflin nach Athen, um den Eltern zu schreiben: «Mag nun geschehen, was will, ich habe das Größte gesehn, was das Menschengeschlecht auf Erden hinterlassen, und dieser Gedanke hat eine merkwürdig beruhigende und beseligende Kraft...»

Auch Wölfflins Abschiedsrede von München 1924, die der Direktor des Staatlichen Münzkabinetts, Georg Habich, mitstenographiert hatte, ist durch Bekenntnisse bemerkenswert, mit denen der einsam zurückhaltende Mann gewöhnlich kargte: «Ich weiß, wenn man die Kunsthistoriker Revue passieren läßt, so bin ich der Formalist, der kalte Verstandesmensch. Diejenigen, die mich näher kennen, wissen, daß das nicht wahr ist, sondern daß gerade aus einer gewissen Scheu heraus dieses Hervorheben des mit verstandesmäßigen Begriffen zu Fassenden bei mir zu einer Hauptangelegenheit geworden ist.» Mit den «vielverkannten Grundbegriffen... sollte — nichts anderes versucht werden, als der künstlerischen Charakteristik und dem ästhetischen Urteil erste, allererste Grundlagen zu geben, damit man aus dem Unexakten endlich einmal versuchen könnte, ins Bestimmte, Exaktere hineinzufinden». Schon diese wenigen Proben zeigen, daß noch viel Wertvolles aus dem Nachlaß Wölfflins zu erwarten ist.

Kurze Chronik Im *Monat* (4) untersucht David J. Dallin die bisher erschienenen sieben Bände von *Stalins* Gesamten Werken und stellt eine Reihe von Schriften, Kundgebungen, Briefen Stalins zusammen, die jetzt fehlen, aber früher veröffentlicht wurden. Es handelt sich meist um Kundgebungen, auf denen sich auch die Unterschrift der später hingerichteten Bolschewisten fand oder in denen Trotzki gerühmt wird. Am interessantesten ist Stalins Widerspruch gegen den Leninschen Zentralismus, weil sich gegen ihn die später einzuverleibenden Sowjetrepubliken Polen, Ungarn, Finnland, Deutschland, Iran, die Türkei wehren würden. — In den *Cahiers du Sud* (291) schreibt Jean Tortel über *Lavater*, ausgehend vom Worte Valérys «que nous n'avons rien de plus profond que la peau». Er bringt Proben aus Lavater und fügt Menschenporträts von Giambattista Della Porta hinzu, dessen «Humana physiognomonia» (1586) Lavaters Vorbild war. — Der österreichische Literarhistoriker *Wilhelm Kosch*, von dessen neubearbeitetem *Deutschen Literaturlexikon* bei Francke, Bern, bereits die sechste Lieferung erschienen ist, konnte in seinem holländischen Exil seine Zeitschrift *Der Wächter* weiterführen.

Die Hefte des 28.—31. Jahrgangs enthalten auch Beiträge über Stifter, Eichendorff und die Romantik. — Allen alten *Fackel*-Lesern wird es eine große Genugtuung bereiten, daß *Ludwig Ficker* nach aufgezwungenem zwölfjährigem Schweigen nun wieder den *Brenner* in Form umfangreicher, bedeutungsschwerer Jahresbände herausgibt. Die 16. Folge bringt den Zusammenhang des «Brenners» mit Karl Kraus, Theodor Haecker, Trakl, Däubler zum Ausdruck. Die 17. Folge sucht für das Heil der abendländischen Menschheit katholisch «den Horizont einer neuen Zuversicht zu erschließen».

FELIX STÖSSINGER

«Die Engländer» Im August 1948 erschien im *«Times Literary Supplement»* unter dem Titel «Die Engländer» ein Aufsatz, der solches Aufsehen erregte, daß ein Separatdruck veranstaltet werden mußte. Der Verfasser blieb ungenannt, aber viele vermuteten eine bedeutende Persönlichkeit als Autor.

Bevor wir uns mit dieser wichtigen Veröffentlichung beschäftigen, eine Frage: Kann man mit Recht von «den Engländern» sprechen? Sind nicht Verallgemeinerungen, wie «die Deutschen», «die Franzosen», «die Russen» beinahe Todsünde? Sollte man nicht vielmehr sagen: manche Engländer, viele Engländer; wenn man will: die meisten Engländer?

Churchill ist (trotz seiner amerikanischen Mutter) Engländer. So ist es — trotz seiner irischen Abstammung — Bernard Shaw. Die kühnen Seefahrer und Seeräuber des elisabethanischen Zeitalters waren ebenso Engländer wie die friedliebenden Quäker ein halbes Jahrhundert später. Was haben sie gemeinsam, außer der Sprache? Und versteht der durchschnittliche Arbeiter die Sprache der «Times» oder des «Manchester Guardian»?

«Die Engländer» seien realistisch? Wie ihre romantische Poesie erklären (die auch von Männern gelesen wird), ihre lyrische Malerei? «Die Engländer» seien unsentimental? Sie behaupten es von sich selbst. Und in diesen Tagen werden Unterschriften gesammelt, um den «Blutsport» (Fuchsjagden, ja Fischen als Zeitvertreib) zu verbieten.

Eine Eigenschaft ist außerordentlich verbreitet und vielleicht mehr als bei andern Völkern: die Fähigkeit der Selbstkritik. Die härtesten Urteile über Engländer sind von Engländern gefällt worden. Davon geben Tausende von «Briefen an den Herausgeber», davon gibt jede Parlamentssitzung und davon gibt dieser Aufsatz der «Times» Zeugnis.

Ist Selbstkritik Schwäche oder Stärke? Manche werden sagen: sie beweise Gleichgültigkeit gegenüber der Meinung anderer. Oft hört man in England den Scherz, daß der einzige Unterschied zwischen Oxford und Cambridge der sei, daß der Oxford-Student durch die Welt gehe, als ob sie ihm gehöre, der Mann von Cambridge aber, als ob es gar nichts ausmache, wer die Welt besitze.

Der Verfasser unseres Artikels beginnt mit der Behauptung eines Inders im dritten Programm des Londoner Rundfunks, daß Selbstbewunderung die Hauptschwäche der Engländer sei. Ich erinnere mich an das Plakat einer englischen Lehrervereinigung bei einem Kongreß in Genf. Ein Klassenzimmer war zu sehen mit einem Globus und vor ihm ein Lehrer, der mit seinem Stab auf irgendein Land zeigt und dabei sagt: «Unsere Kultur ist die beste; unsere Generale gewinnen immer; wir haben immer recht.» Darunter war zu lesen: «Erziehung zum Krieg». Das war eine englische Karikatur.

Unser Verfasser entgegnet dem Inder, daß keine Nation so viel in sich selbst zu bewundern habe wie die Engländer. Aber sofort fügt er hinzu: «Das bedeutet natürlich nicht allzuviel. Homo sapiens benimmt sich gerade in unsern Tagen nicht besonders hervorragend, weder in Indien noch sonstwo.»

Eine weise Bemerkung unseres Autors: Bücher über nationale Eigenschaften sollten immer von Ausländern geschrieben werden. Kein Volk könne seinen Charakter wirklich verstehen, ebensowenig wie man seine eigene Stimme richtig hören kann.

Der Autor versucht, England von außen zu sehen. Waren es nicht Engländer in Amerika, die die Indianer fast ausrotteten, Engländer in Australien, die nach ihren eigenen Aufzeichnungen die Eingeborenen vergifteten? Und wie denken Franzosen über den hundertjährigen Krieg, wie Schotten, Walliser und Iren über ihre Kämpfe mit Engländern?

Hier drängt sich eine Feststellung auf. Wird jemals ein ganzes Volk einen Krieg — auch einen Angriffskrieg — anders als irgendwie berechtigt, aufgezwungen, «gerecht» empfinden? Unser Verfasser sagt, daß Engländer sich selbst als unschuldige Schafe sehen, und so erfolgreich, daß sie sich nicht nur selbst, sondern auch andere täuschen. Hält sich nicht jedes Volk für gutgläubig, naiv, großzügig und so weiter und «die andern» für schlau und berechnend? Man erinnere sich an gewisse Lesebuchgeschichten. Kein Volk wird sich Nestroys Worte zu eigen machen: «Ich denke von jedem Menschen schlecht, auch von mir, und ich habe mich noch selten getäuscht.»

«Die Engländer sind keine Heuchler. Sie sind aufrichtig, und gerade darin liegt ihre tödliche Gefahr für andere.» Man hört in England oft das Wort Hypocrit, und viele Engländer sind sich darüber im klaren, daß das Ausland Englands Politik manchmal undurchsichtig, unverständlich, ja unbegreiflich findet. Ob nicht vieles daraus zu erklären ist, daß logisches Planen auf weite Sicht den meisten Engländern in der Seele zuwider ist? Englisches Wetter ist außerordentlich veränderlich. Niemand kann mit Sicherheit voraussagen, wie es in ein paar Stunden sein wird. Ob nicht das Leben auf einer Insel (kein Ort Englands ist mehr als hundert Kilometer von der See entfernt), Jahrhunderte Sicherheit, fast ein Jahrtausend ohne Invasion Dinge erklären, die dem Kontinentalen einfach unverständlich bleiben müssen?

Franzosen nennen die Engländer oft illogisch, der Spanier Salvador de Madariaga spricht in einem vor dem Krieg erschienenen Buch über Engländer, Franzosen und Spanier von der Alogik der Engländer. Vielleicht haben sie nur eine andere Logik als Kontinentale?

Eine wichtige Tatsache wird in diesem Aufsatz unterstrichen: Seit der industriellen Revolution, die England begann und von der es bis zum heutigen Tag nicht nur Vorteile hatte, sondern für die es bis zum heutigen Tag schwer bezahlen muß, sind immer mehr Engländer zu Städtern geworden. Es gibt kein Land auf Erden, wo verhältnismäßig so wenig Menschen Landwirtschaft betreiben. Bezeichnend, daß Landwirtschaft in England «agricultural industry» heißt, der Bauer «farmer», der Knecht «agricultural labourer». Blake spricht in seiner schönen Hymne «Jerusalem» von den «satanic mills». Wie viele Engländer wissen (sie sind im allgemeinen keine Freunde von Statistiken), daß neun Zehntel der Bevölkerung in Städten leben? Und manche noch immer in trostlosen «slums». Aber das Wort Proletariat ist unbekannt. Und selbst in den Fenstern der «slums» sieht man Blumenstöcke. Wo immer möglich, gibt es ein Stückchen Grün, einen Garten. Wenn der Engländer eine Sehnsucht hat, so die, Gärtner zu sein. Das Land selbst — es gibt trotz den Industriestädten noch ein «green and pleasant land» — ist eher Garten- und Parklandschaft, wirklicher Wald sehr selten. Aber Bäume genießen fast religiöse Verehrung. Soll eine schöne Allee gefällt werden, so erhebt sich sofort wütender Protest.

Englischer Realismus? Warum dauert es oft lange, bis Tatsachen, vor allem unangenehme Tatsachen, erkannt werden? Zum Unterschied von den meisten Amerikanern mit ihrem «mercurial» Temperament, um ein Wort der «Times»

zu zitieren, gehen Engländer gewöhnlich zögernd, vorsichtig, skeptisch an neue Dinge heran. Für sie gilt kaum Cäsars «rerum novarum cupidus».

Vor Jahren hörte ich in Lancashire folgende Geschichte: Einem amerikanischen Besucher wurde eine Textilfabrik gezeigt. Bei einer Maschine erklärte der Besitzer mit Stolz, daß sie achtzig Jahre alt und noch immer in Betrieb sei. «Sie sollten sich schämen», erwiderte der Amerikaner, «wir in Amerika hätten sie schon vor siebzig Jahren durch eine neue Maschine ersetzt.»

Oder Mangel an Phantasie, von dem so viel die Rede ist? Ein Beispiel aus der jüngsten Vergangenheit: Dünkirchen. War diese Unfähigkeit, sich das Ausmaß der Katastrophe vorzustellen, nicht ein Segen?

Madariaga wird zitiert: Daß die Weisheit der Engländer so hoch über der anderer Völker stehe, daß sie für diese von keinem Nutzen sei. Der Verfasser fügt hinzu: «Wie furchtbar wahr!» Aber dann sofort der anticlimax: «Denn sie können ihre schönsten Errungenschaften andern Nationen nicht mitteilen, zum Beispiel Cricket. Und sie wissen nicht, daß unter ihren höchsten Kulturleistungen — Ausländern nicht aufgezwungen, sondern von ihnen gesucht — ‚association football' ist.»

Das ist zweifellos nicht ganz ernst gemeint, aber steckt nicht hier wie in den Narren Shakespeares, des größten Engländers aller Zeiten, auch Wahrheit? Vielleicht ist wirklich einer der großen Beiträge Englands der Sport mit seiner Moral: der Schiedsrichter ist heilig, im Zweifel hat der Gegner recht.

England war lange Zeit die größte Macht. Nun ist es eine von drei Großmächten. Man kann nicht erwarten, daß eine solche Veränderung, und sie hat sich erst im letzten Jahrzehnt vollzogen — aus welchen Gründen, spielt hier keine Rolle —, dem Durchschnittsengländer ohne weiteres bewußt wird. Vielleicht leben noch zu viele in der Vergangenheit, aber sehr viel wird davon abhängen, ob sich der berühmte «Mann auf der Straße» zeitgerecht geänderten Verhältnissen anpassen wird.

«Das wichtigste zeitgenössische Ereignis», sagt unser Verfasser, «ist das ‚break-up' des englischen Weltreichs. Die Frage ist, ob und in welcher Art es sich neu gestalten wird. Schon zweimal hat sich dieses Weltreich aufgelöst: Das erste Mal, als der englisch-französische Staat unter den Streichen der Heiligen Johanna zusammenbrach. Da gab England den Kanal auf und formte sich von neuem auf dem Meer. Aber das atlantische Reich brach dank Washington zusammen. Nur wenige Völker haben diesen «trick» zweimal vollzogen. Keines, vielleicht mit Ausnahme der Griechen (Athen, Alexandrien, Byzanz), hat es dreimal getan. Die Engländer müssen es ein drittes Mal tun oder untergehen. Es gibt keinen Mittelweg.»

Englische Geschichte scheint zu beweisen, daß dieses Volk mit oder vielleicht sogar wegen seiner Kompliziertheit, seinen tausend Facetten und Widersprüchen, das Beste leistet, wenn es sich ungeheuren Schwierigkeiten gegenüber sieht.

Einer der größten Erfolge der abgelaufenen Spielzeit war Priestleys «Linden Tree». Man mußte Karten wochenlang vorausbestellen. In New York wurde es nach vierzehn Tagen abgesetzt. Fast nichts ereignet sich in diesem Theaterstück Priestleys, der für das heutige England zumindest so wichtig ist wie der Nobelpreisträger T. S. Eliot. Priestley läßt seinen Universitätsprofessor sagen, was der Durchschnittsengländer nur fühlt («und man trägt seine Gefühle nicht zur Schau»): «Wir versuchen, in diesem unsern England etwas Wundervolles zu vollbringen, aber irgendwie tun wir es sehr wenig wundervoll. Alles ist grau, kühl, statt heiter zu sein, farbig, warm und voll von Vision.» Aber vielleicht ist das eine der köstlichsten Eigenschaften Englands: die Angst, aufzufallen, zu übertreiben, zu laut zu sein. Ist es nicht ein Zeichen alter Kultur?

WILHELM VIOLA